

Margaret Peterson Haddix
Schattenkinder

Seine Welt ist der Dachboden. Niemand darf ihn sehen. Nur durch einen Lüftungsschlitz kann er nach draußen spähen, aber schon das ist riskant. Denn Luke ist ein Schattenkind: In seiner Gesellschaft darf es in jeder Familie höchstens zwei Kinder geben, doch er ist der dritte Sohn – und das ist lebensgefährlich. Als Luke im Haus gegenüber das Gesicht eines unbekanntem Mädchens entdeckt, ist er wie elektrisiert. Lebt dort etwa auch ein Schattenkind? Luke muss das herausfinden, um jeden Preis ...

© The Backstage Studios



Margaret Peterson Haddix wuchs in Ohio auf. Nach ihrem Studium arbeitete sie zunächst als Journalistin und College-Dozentin, bevor sie anfang, Kinder- und Jugendbücher zu schreiben. Für ihr literarisches Werk wurde sie in den USA bereits mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet. Sie lebt mit ihrer Familie in Columbus, Ohio. Zusätzliche Informationen über die Autorin unter www.haddixbooks.com.

Weitere Titel der Autorin bei dtv junior: siehe Seite 4

Bettina Münch, geboren 1962, arbeitete nach dem Studium als Kinderbuchlektorin. Heute ist sie freie Autorin und Übersetzerin und lebt mit Mann und Tochter in der Nähe von Frankfurt am Main.

Margaret Peterson Haddix

Schattenkinder

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von Bettina Münch

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Zu diesem Band gibt es ein Unterrichtsmodell
unter www.dtv.de/lehrer zum kostenlosen Download.

Von Margaret Peterson Haddix sind außerdem
bei [dtv](http://www.dtv.de) junior lieferbar:

Schattenkinder. Unter Verrätern
Schattenkinder. Die Betrogenen
Schattenkinder. In der Welt der Barone
Schattenkinder. Im Zentrum der Macht
Schattenkinder. Gefährliche Freiheit
Die Entführten. Im Sog der Zeiten



Deutsche Erstausgabe
21. Auflage 2017

2000 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 1998 Margaret Peterson Haddix

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

›Among the Hidden‹, 1998 erschienen bei Simon & Schuster Books for Young
Readers, a trademark of Simon & Schuster, New York

© für die deutschsprachige Ausgabe:

2000 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt und Tabea Dietrich
unter Verwendung eines Fotos von Jan Roeder

Gesetzt aus der Sabon und Avant Garde

Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-70635-3

Für John und Janet

1. KAPITEL

In der Ferne sah er den ersten Baum erzittern und fallen. Dann hörte er seine Mutter durch das Küchenfenster rufen: »Luke, komm sofort ins Haus!«

Er hatte den Befehl, sich zu verstecken, noch nie missachtet. Selbst als Kleinkind, als er im Garten hinter dem Haus unsicher durchs hohe Gras getapst war, hatte er die Furcht in der Stimme seiner Mutter gespürt. Aber an diesem Tag, dem Tag, an dem sie den Wald zu roden begannen, zögerte er. Ganz tief atmete er die frische Luft ein, die nach Klee und Geißblatt duftete und – von weit, weit her – nach Kiefernrauch. Vorsichtig legte er die Hacke hin und genoss für einen letzten Moment das Gefühl von warmer Erde unter seinen nackten Füßen. »Ich darf nie mehr nach draußen. Vielleicht in meinem ganzen Leben nicht mehr«, sagte er zu sich selbst.

Er drehte sich um und ging ins Haus, still wie ein Schatten.

»Warum?«, fragte er an diesem Abend beim Essen. Es war eine Frage, die im Haus der Garners nicht oft gestellt wurde. Es gab viele »Wies«: *Wie viel Regen hat das hintere Feld abbekommen? Wie geht es mit dem Säen voran?* Oder auch »Was«: *Was hat Matthew mit dem Fünfzehner-Schraubenschlüssel gemacht? Was will Vater wegen dem geplatzten Reifen unternehmen?* Aber »Warum«

tauchte bei ihnen nicht auf. Wieder fragte Luke: »Warum musstet ihr den Wald verkaufen?«

Lukes Vater räusperte sich und hörte auf, sich ununterbrochen Gabelladungen voller Salzkartoffeln in den Mund zu schaufeln.

»Hab ich dir doch schon mal gesagt. Wir hatten keine andere Wahl. Die Regierung wollte es so und der Regierung kann man nichts abschlagen.«

Mutter kam herüber und drückte Luke aufmunternd die Schulter, bevor sie wieder an den Herd zurückging. Sie hatten sich der Regierung ein Mal widersetzt – mit Luke. Dafür hatten sie allen Widerstandsgeist aufgebracht, der in ihnen steckte. Vielleicht sogar mehr.

»Wenn wir nicht gemusst hätten, hätten wir den Wald auch nicht verkauft«, sagte sie und verteilte die dicke Tomatensuppe. »*Uns* hat die Regierung nicht gefragt, ob wir dort Häuser haben wollen.«

Sie schob die Unterlippe vor, als sie die Suppenteller auf den Tisch schob.

»Aber die Regierung wird doch gar nicht in den Häusern wohnen«, protestierte Luke.

Mit seinen zwölf Jahren wusste er es eigentlich besser, aber manchmal stellte er sich die Regierung immer noch als einen riesengroßen, bösen Fettwanst vor, zweibis dreimal so groß wie ein normaler Mensch, der herumging und die Leute anbrüllte: »Das ist verboten!« und »Hört auf damit!« Das lag an der Art und Weise, wie seine Eltern und die älteren Brüder über die Regierung sprachen: »Die Regierung lässt uns dort keinen

Mais mehr anbauen.« – »Die Regierung drückt die Preise.« – »Dieses Getreide wird der Regierung nicht gefallen.«

»Bestimmt werden einige der Leute, die in die Häuser ziehen, für die Regierung arbeiten«, sagte die Mutter. »Das sind alles Stadtmenschen.«

Wenn er gedurft hätte, wäre Luke zum Küchenfenster hinübergewandert, hätte in den Wald hinausgesehen und zum x-ten Male versucht, sich dort endlose Häuserreihen vorzustellen, wo im Moment noch Tannen, Ahornbäume und Eichen standen. Oder vielmehr gestanden hatten – ein heimlicher Blick kurz vor dem Abendessen hatte ihm gezeigt, dass die Hälfte der Bäume inzwischen gefällt war. Einige lagen bereits ganz auf der Erde. Andere waren aus ihrer luftigen Höhe in bizarre Stellungen gestürzt. Die entstandenen Lücken ließen alles verändert aussehen, so wie ein frischer Haarschnitt einen ungebräunten Streifen Haut auf der Stirn bloßlegt. Selbst mitten in der Küche war für Luke spürbar, dass die Bäume fehlten, denn alles wirkte viel heller, offener, beängstigender.

»Und wenn diese Leute einziehen, muss ich dann wirklich von den Fenstern wegbleiben?«, fragte Luke, obwohl er die Antwort bereits kannte.

Bei dieser Frage explodierte sein Vater. Er schlug mit der Faust auf den Tisch.

»Dann? Du musst *jetzt* schon wegbleiben! Gott und die Welt wird hier hinten herummarschieren und sich umsehen. Wenn sie dich entdecken ...« Er fuchtelte wild

mit der Gabel herum. Luke war sich nicht sicher, was diese Geste zu bedeuten hatte, aber er wusste, dass es nichts Gutes war.

Niemand hatte ihm je genau gesagt, was ihm drohen würde, wenn ihn jemand entdeckte. Der Tod? Der Tod war etwas, was den schwächsten Ferkelchen widerfuhr, die von ihren kräftigeren Geschwistern totgetreten wurden. Tot war die Fliege, die aufhörte zu summen, wenn sie von der Fliegenpatsche getroffen wurde. Es fiel ihm schwer, sich mit einer zerschmetterten Fliege oder einem in der Sonne steif gewordenen Ferkel in Verbindung zu bringen. Schon der Versuch verursachte ihm ein seltsames Gefühl im Bauch.

»Ich finde es gemein, dass wir jetzt auch noch Lukes Arbeiten mitmachen müssen«, meckerte sein Bruder Mark. »Kann er nicht ab und zu nach draußen? Wenigstens nachts?«

Luke wartete hoffnungsvoll auf die Antwort. Aber der Vater sagte, ohne aufzusehen, einfach nur: »Nein.«

»Das ist gemein«, beharrte Mark noch einmal. Mark war der zweite Sohn – der glückliche Zweite, dachte Luke in Momenten, in denen er sich selbst leidtat. Mark war zwei Jahre älter als Luke und nur ein knappes Jahr jünger als Matthew, der Älteste. Matthew und Mark waren leicht als Brüder zu erkennen mit ihren dunklen Haaren und den scharf geschnittenen Gesichtern. Luke war heller, zarter gebaut und hatte weichere Züge. Er fragte sich oft, ob er jemals so kräftig aussehen würde wie sie. Irgendwie glaubte er nicht daran.

»Luke tut sowieso nichts«, rief Matthew. »Wir werden gar nicht merken, dass er nicht mehr mitarbeitet.«

»Es ist doch nicht meine Schuld!«, setzte sich Luke zur Wehr. »Ich würde mehr helfen, wenn . . .«

Wieder legte ihm die Mutter die Hände auf die Schultern. »Seid still – alle miteinander«, sagte sie. »Luke wird tun, was er kann. Das hat er schon immer getan.«

Das Geräusch von Reifen auf der Kieseinfahrt drang durch das offene Fenster.

»Also, wer . . .«, begann der Vater. Luke kannte das Ende des Satzes. Wer könnte das sein? Warum störten sie ihn ausgerechnet jetzt, wo er sich das erste Mal an diesem Tag ruhig hingesetzt hatte? Es war eine Frage, deren Ende Luke immer auf der anderen Seite einer Tür mitanhörte. Nervös, weil der Wald niedergemacht wurde, sprang er heute noch schneller auf als üblich und lief zu der Tür, die zur Hintertreppe führte. Auch ohne es zu sehen, wusste er, dass die Mutter seinen Teller vom Tisch nehmen und in einem Schrank verbergen würde, um dann seinen Stuhl in die Ecke zu schieben, damit er aussah wie ein nicht benötigter Extrasitzplatz. In drei Sekunden würde sie alle Spuren beseitigen, die auf seine Existenz hinwiesen – gerade rechtzeitig, um zur Tür zu gehen und einem Düngerverkäufer entgegenzulächeln oder dem Regierungsinspektor oder wer auch immer vorbeigekommen war, um ihr Abendessen zu unterbrechen.

2. KAPITEL

Es gab ein Gesetz gegen Luke.

Nicht gegen ihn persönlich – gegen alle wie ihn, Kinder, die geboren wurden, obwohl ihre Eltern bereits zwei Kinder hatten.

Im Grunde genommen wusste Luke gar nicht, ob es noch andere wie ihn gab. Eigentlich durfte es ihn gar nicht geben. Vielleicht war er der Einzige. Sie machten etwas mit Frauen, wenn sie ihr zweites Kind zur Welt gebracht hatten, damit sie keine weiteren bekamen. Und wenn etwas schiefging und eine Frau trotzdem schwanger wurde, war sie verpflichtet, das Ungeborene wegmachen zu lassen.

So hatte Mutter es ihm vor Jahren erklärt, als Luke das erste und einzige Mal gefragt hatte, warum er sich verstecken musste.

Damals war er sechs Jahre alt gewesen.

Zuvor hatte er geglaubt, nur sehr kleine Kinder müssten außer Sicht bleiben. Er hatte geglaubt, wenn er erst so alt sei wie Matthew und Mark, würde er genauso herumlaufen können wie sie, mit dem Vater aufs Feld oder sogar in die Stadt fahren und dabei Kopf und Arme aus dem Wagenfenster hängen lassen. Er hatte geglaubt, sobald er so alt sei wie Matthew und Mark, könne er im Hof spielen und den Ball bis auf die Straße hinaus-

schießen, wenn er wollte. Er hatte auch geglaubt, er könne zur Schule gehen. Sie beschwerten sich darüber, jammerten »Mensch, wir müssen Hausaufgaben machen!« und »Wer interessiert sich schon für Rechtschreibung?«. Aber sie erzählten auch von Spielen auf dem Schulhof und von ihren Freunden, die in der Mittagspause ihre Süßigkeiten mit ihnen teilten und ihnen Schnitzmesser ausliehen.

Aber anscheinend wurde Luke niemals so alt wie Matthew und Mark.

An seinem sechsten Geburtstag hatte Mutter einen Kuchen gebacken, einen ganz besonderen, mit Himbeergelee, der an den Seiten herabtropfte. An diesem Abend steckte sie beim Abendessen sechs Kerzen auf den Kuchen, stellte ihn vor Luke und sagte: »Wünsch dir was.«

Während er auf den Kreis aus Kerzen starrte und stolz darauf war, dass die Anzahl seiner Lebensjahre endlich für einen richtigen Kreis auf dem Kuchen reichte, musste er plötzlich an einen anderen Kuchen denken und an einen anderen Kreis aus sechs Kerzen. Marks. Er dachte an Marks sechsten Geburtstag. Er erinnerte sich daran, weil Mark selbst mit dem Kuchen vor der Nase noch gejamert hatte: »Aber ich will ein richtiges Fest. Robert Joe hatte auch ein richtiges Geburtstagsfest. Er durfte drei Freunde einladen.« Mutter hatte nur »psst« gemacht, von Mark zu Luke hinübergeblickt und ihm mit den Augen etwas zu verstehen gegeben, was Luke nicht begriff.

Verwirrt von dieser Erinnerung, hatte Luke seufzend ausgeatmet. Zwei der Kerzen flackerten und eine ging aus. Matthew und Mark lachten.

»Aus dem Wunsch wird nichts«, meinte Mark. »Du Baby. Nicht mal ein paar Kerzen kannst du ausblasen.«

Luke hätte am liebsten losgeweint. Er hatte den Wunsch völlig vergessen, aber wenn er nicht so überrascht gewesen wäre, hätte er sehr wohl alle sechs Kerzen ausgeblasen. Er wusste, er hätte es geschafft. Und dann hätte er – ach, er wusste nicht, was – bekommen. Er hätte mit dem Pritschenwagen in die Stadt mitfahren dürfen. Er hätte im Vorgarten spielen dürfen. Er hätte zur Schule gehen dürfen. Stattdessen blieb ihm nichts als diese merkwürdige Erinnerung, die unmöglich stimmen konnte. Sicher war der Geburtstag, an den Luke sich erinnerte, Marks siebter oder vielleicht sein achter gewesen. Mark konnte Robert Joe mit sechs Jahren noch gar nicht gekannt haben, weil er sich in diesem Alter noch verstecken musste, so dachte Luke.

Drei Tage lang hatte er darüber nachgegrübelt. Er war hinter seiner Mutter hergetrottet, während sie Wäsche aufhängte, Erdbeermarmelade einkochte, den Badezimmerboden schrubbte. Verschiedene Male hatte er zu fragen versucht: »Wie alt muss ich sein, bevor die Leute mich sehen dürfen?« Aber jedes Mal hielt ihn etwas davon ab.

Schließlich, am vierten Tag, nachdem der Vater, Matthew und Mark ihre Stühle vom Frühstückstisch zurückgeschoben und sich auf den Weg zur Scheune gemacht

hatten, kauerte Luke unter dem kleinen Küchenfenster – aus dem er nicht hinausschauen durfte, weil Vorbeifahrende sein Gesicht entdecken könnten. Er drehte den Kopf zur Seite und reckte sich gerade so weit, dass es ihm gelang, mit dem linken Auge über die Fensterbank zu spähen. Er sah, wie Matthew und Mark durch das helle Sonnenlicht rannten und die Ränder ihrer hohen Gummistiefel dabei gegen ihre Knie schlugen. Es schien, als könne alle Welt sie sehen und sie kümmerten sich nicht darum. Sie stürmten zur Vordertür der Scheune, nicht zur Hintertür, die man durch den Garten hinter dem Haus erreichte und die Luke immer benutzen musste, weil sie von der Straße aus nicht zu sehen war.

Luke drehte sich um und ließ sich auf den Boden gleiten, außer Sicht.

»Matthew und Mark haben sich nie verstecken müssen, stimmt's?«, fragte er.

Mutter entfernte gerade die Überreste der Rühreier aus der Bratpfanne. Sie drehte den Kopf und sah ihn aufmerksam an.

»Nein«, antwortete sie.

»Und warum muss ich's dann?«

Sie trocknete sich die Hände ab und ging vom Spülbecken weg, etwas, das Luke fast noch nie erlebt hatte, solange noch schmutziges Geschirr abzuspülen war. Sie hockte sich neben ihn und strich ihm das Haar aus der Stirn.

»O Lukie, willst du das wirklich wissen? Reicht es nicht, wenn du weißt – dass es bei dir einfach anders ist?«

Er dachte darüber nach. Mutter sagte immer, dass er der Einzige war, der je auf ihrem Schoß saß und sich ankuselte. Sie las ihm immer noch Gutenachtgeschichten vor – Luke wusste, dass Matthew und Mark das für mimosenhaft hielten. War es das, was sie meinte? Aber er war eben einfach jünger. Er würde älter werden. Wäre er dann nicht genauso wie sie?

Mit ungewöhnlicher Sturheit beharrte Luke: »Ich will wissen, warum ich anders bin. Ich will wissen, warum ich mich verstecken muss.«

Also sagte die Mutter es ihm.

Später wünschte er, dass er mehr Fragen gestellt hätte. Aber damals konnte er ihr einfach nur zuhören. Er hatte das Gefühl, in der Flut ihrer Worte zu ertrinken.

»Es ist einfach passiert«, sagte sie. »Du bist einfach passiert. Und wir wollten dich. Ich wollte mit deinem Vater nicht mal darüber reden, dich ... loszuwerden.«

Luke stellte sich vor, wie man ihn als kleines Baby irgendwo am Straßenrand in einem Pappkarton abstellte. Vater hatte erzählt, dass die Leute das früher mit kleinen Kätzchen gemacht hatten, zu der Zeit, als Haustiere noch erlaubt waren. Aber vielleicht war es gar nicht das, was Mutter meinte.

»Damals gab es das Bevölkerungsgesetz noch nicht lange und ich hatte mir schon immer viele Kinder gewünscht. Vorher, meine ich. Mit dir schwanger zu werden war wie – ein Wunder. Ich dachte, die Regierung würde ihre Dummheit schon noch einsehen, vielleicht so-

gar noch vor deiner Geburt, und dann hätte ich ein neues Baby, das ich allen zeigen konnte.«

»Aber das hast du nicht«, gelang es Luke zu sagen.

»Du hast mich versteckt.«

Seine Stimme klang merkwürdig rau, als gehöre sie jemand anderem.

Mutter nickte. »Als ich zuzunehmen begann, ging ich einfach nicht mehr unter die Leute. Das war nicht schwer – wo gehe ich schon hin? Und ich ließ Matthew und Mark nicht mehr von der Farm, aus Angst, dass sie etwas verraten könnten. Nicht mal in Briefen an meine Mutter und an meine Schwester habe ich von dir erzählt. Richtig Angst hatte ich damals nicht. Ich war nur abergläubisch. Ich wollte nicht angeben. Ich dachte, ich würde zur Geburt ins Krankenhaus gehen. Ich wollte dich nicht für immer geheim halten. Aber dann ...«

»Was dann?«, fragte Luke.

Die Mutter wich seinem Blick aus.

»Dann haben sie all diese Dinge im Fernsehen gezeigt – von der Bevölkerungspolizei und dass sie Mittel und Wege haben, wie sie allem auf die Schliche kommen. Und dass die Regierung alles tun wird, um sicherzustellen, dass das Gesetz eingehalten wird.«

Luke schaute zu dem klotzigen Fernseher im Wohnzimmer hinüber. Er durfte nicht fernsehen. War das der Grund?

»Und dein Vater hat in der Stadt Gerüchte gehört, von anderen Babys ...«

Luke erschauerte. Mutter starrte in die Ferne, dorthin,

wo die Reihen der neuen Maispflanzen den Horizont berührten.

»Ich habe mir immer noch einen John gewünscht. Wie die vier Evangelisten aus der Bibel: Matthew, Mark, Luke und John, für Matthäus, Markus, Lukas und Johannes. Aber ich danke Gott, dass ich wenigstens dich habe. Und das Verstecken hat doch geklappt, nicht wahr?«

Sie lächelte ihn unsicher an. Luke hatte das Gefühl, ihr helfen zu müssen.

»Ja«, sagte er.

Und aus irgendeinem Grund machte ihm das Verstecken hinterher weniger aus. Wer wollte schon fremden Leuten begegnen? Wer wollte schon zur Schule gehen, wo – wenn man Matthew und Mark glauben durfte – die Lehrer herumbrüllten und die anderen Jungen einen hereinlegten, wenn man nicht aufpasste. Er war etwas Besonderes. Er war ein Geheimnis. Er gehörte nach Hause – dorthin, wo seine Mutter ihm immer das erste Stück Apfelkuchen gab, weil er zu Hause war und die anderen Jungen nicht. Nach Hause, wo er in der Scheune die kleinen Ferkelchen im Arm halten, am Waldrand Bäume besteigen und Schneebälle gegen die Pfosten der Wäscheleine werfen konnte. Nach Hause, wo der Garten hinter dem Haus lockte, in dem er sicher und geschützt war durch das Haus, die Scheune und den Wald.

Bis sie den Wald abholzten.

3. KAPITEL

Luke lag bäuchlings auf dem Boden und schob die Spielzeugeisenbahn in der Spur gelangweilt vor und zurück. Die Eisenbahn hatte früher seinem Vater gehört, als der noch ein kleiner Junge war, und davor dessen Vater. Luke konnte sich noch daran erinnern, dass es einmal sein größter Wunsch gewesen war, Mark möge endlich zu alt für die Eisenbahn werden, damit er sie ganz für sich allein haben konnte. Aber heute war die Eisenbahn nicht das, wonach ihm der Sinn stand. Draußen brach ein wunderschöner Tag an, mit flauschigen Wolken an einem ach so blauen Himmel und einem lauen Wind, der das Gras im Garten hinter dem Haus zum Rascheln brachte. Luke hatte das Haus seit einer Woche nicht verlassen und er konnte fast hören, wie die Welt draußen nach ihm rief. Dabei durfte er sich jetzt nicht einmal mehr in einem Zimmer mit unverhängtem Fenster aufhalten.

»Du willst wohl unbedingt entdeckt werden?«, hatte der Vater an jenem Morgen gebrüllt, als Luke das Rouleau des Küchenfensters ein paar Zentimeter angehoben und sehnsüchtig hinausgestarrt hatte.

Luke zuckte zusammen. Er war so sehr in die Vorstellung vertieft gewesen, barfuß durch das Gras zu laufen, dass er fast vergessen hatte, dass außer ihm noch jemand im Haus war.

»Draußen ist keiner«, sagte er und sah noch mal hinaus, um sich zu vergewissern. Er hatte versucht, nicht weiter als bis zum aufgerissenen Gartenende zu blicken, nicht hinaus auf das niedergewalzte Durcheinander aus Zweigen, Stämmen, Blättern und Erde, das einmal sein geliebter Wald gewesen war.

»Ach ja?«, sagte der Vater. »Ist dir je in den Sinn gekommen, dass, wenn dort doch mal einer auftaucht, der dich vielleicht eher sieht als du ihn?«

Er packte Luke am Arm und riss ihn einen guten halben Meter zurück. Das losgelassene Ende des Rouleaus schlug klappernd gegen den Fenstersims.

»Du siehst überhaupt nicht mehr hinaus«, befahl der Vater. »Das meine ich ernst. Von jetzt an bleibst du von den Fenstern weg. Und du kommst nicht eher ins Zimmer, bis das Rouleau runtergelassen oder der Vorhang vorgezogen ist.«

»Aber dann kann ich doch gar nichts sehen«, protestierte Luke.

»Besser, als verhaftet zu werden«, erwiderte der Vater.

Er klang, als habe er Mitleid mit Luke, aber das machte die Sache nur noch schlimmer. Luke drehte sich um und ging weg, aus Angst, er könnte vor seinem Vater anfangen zu weinen.

Jetzt gab er der Spielzeugeisenbahn einen Schubs und sie kippte vom Gleis. Mit kreisenden Rädern landete sie auf dem Rücken.

»Was soll's«, murmelte Luke.

Ein lautes Klopfen kam von der Tür.